

Der Tod und das Mädchen

V. Hackenbroch, Bonn, Deutschland

Ich bin Medizinstudentin im neunten Semester an der Universität Bonn. In dieser Arbeit zum Balint-Preis 1993 will ich von meiner Begegnung mit Herrn P. berichten, die nun fast schon drei Jahre zurückliegt. Ich habe lange überlegt, ob ich hier wirklich diese Beziehung schildern soll. Es ist alles schon recht lange her, die Erinnerungen verblassen, sie vermischen und verklären sich. Inzwischen habe ich mich verändert, weiterentwickelt, sowohl persönlich als auch in meinem Studium. Vieles erscheint mir jetzt fremd. Meine medizinische Unwissenheit: Damals konnte ich mich noch nicht so leicht wie heute auf medizinische Fakten, den interessanten „Fall“ zurückziehen. Ich nahm die Patienten noch viel unmittelbarer, nicht durch die Brille der Labordaten und Röntgenbilder wahr. Die fehlende „Coolness“: Inzwischen habe ich mir einen Schutzpanzer zugelegt, den ich nach Bedarf aktivieren kann. Meine starke Identifikation mit der Rolle der Pflegenden und noch vieles andere. Kann es mir gelingen, mich so zu schildern wie ich damals war? Will ich das überhaupt? Auch ist es keine „vorbildliche“ Beziehung, im Gegenteil: Es fällt mir noch immer nicht ganz leicht, mich zurückzuerinnern; die Bilder, die aufsteigen, sind sehr persönlich, schön zum Teil, manche aber auch sehr *unangenehm*, *peinlich* vielleicht sogar, Eingeständnisse meiner (damaligen?) Unerfahrenheit, Ungeschicklichkeit, Hilflosigkeit, die ich Herrn P. gegenüber empfand. Ich habe Angst, mich *bloßzustellen*, etwas zu schreiben, das ich später bereuen könnte. Meine Beziehung zu Herrn P. ist weit entfernt von meinem Ideal einer Arzt-Patient-Beziehung.

Und doch ragt für mich die Begegnung mit Herrn P. aus allen anderen Patientenbegegnungen heraus. Auf keine andere Beziehung zu einem Patienten habe ich mich *emotional* so eingelassen wie auf diese, keine andere habe ich so *intensiv erlebt*; wenn ich mich jetzt erinnere, überkommen mich meine damaligen Gefühle mit neuer Lebendigkeit. Vor allem aber habe ich keine andere Beziehung so bewußt verarbeitet wie diese. Ich hatte die Chance, sie in einer Balint-Gruppe vorzustellen. Dort traf ich auf tiefes Verständnis. All das ausgesprochen zu hören und schließlich auch selbst auszusprechen, an das ich vorher kaum zu denken gewagt hatte, die Erfahrung, Gefühle und Phantasien wirklich zulassen zu dürfen, sie von allen Seiten zu beleuchten und in ihrer Einzigartigkeit schließlich anzunehmen, all das ermöglichte es mir, mich von Herrn P. zu befreien. Damals hätte ich nicht gedacht, daß so etwas überhaupt möglich ist.

So ist Herr P. für mich zu einem „Schlüsselpatienten“ geworden. Ich habe eine Art „**Urvertrauen**“ in meine eigenen **Gefühle** gewonnen. Seitdem „weiß“ ich, was es wirklich heißt, in einer Beziehung eigene Gefühle wahrzunehmen, sie anzunehmen, um sie für die Gestaltung der Beziehung kreativ zu nutzen. Plötzlich begriff ich, was „*emotionales Lernen*“ wirklich bedeutet. Viele Begriffe, die ich mir angelesen und lautstark wie ein

Glaubensbekenntnis unter meinen Kommilitonen verbreitet hatte, füllten sich plötzlich mit Leben. Ich spürte, wie *schwierig* und *schmerzhaft* eine ehrliche Auseinandersetzung mit den sogenannten Tabuthemen, Tod, Liebe, Sexualität, Religion, tatsächlich ist, wie stark und immer wieder neu ich mich dabei mit mir selbst auseinandersetzen muß. Ich habe dabei viele, viele Rückschläge einstecken müssen, und es gibt Momente, für die ich mich noch immer schäme. Aber es gab auch Augenblicke, die mir den Mut gaben, nicht aufzugeben.

Ich kann und will meine Beziehung zu Herrn P. nicht isoliert, als einmaliges historisches Ereignis irgendwo in ferner Vergangenheit darstellen. Denn jetzt, wo ich fast am Ende meines Studiums stehe und sich plötzlich alle Zweifel, ob ich denn auch wirklich Ärztin werden will, wieder melden, ist es sehr, sehr wichtig für mich zurückzublicken, mir wichtige Erfahrungen, die ich gemacht habe, ins Gedächtnis zurückzurufen, sie miteinander zu verknüpfen, sie von neuem ernst zu nehmen, zu versuchen, die verschlungenen Pfade im Dschungel meiner Entwicklung zur angehenden Ärztin noch einmal nachzuvollziehen. Meine Begegnung mit Herrn P. und ihre Verarbeitung erscheint mir als ein sehr wichtiger Schritt in dieser Entwicklung. Die Erinnerung an diese Begegnung, im Zusammenhang mit dem, woraus sie entstand, und mit dem, was aus ihr entstand, das ist es, was ich versuchen will hier darzustellen. Es ist eine Art Resümee meiner bisherigen Arbeit, dessen, was mir in meinem Studium wirklich wichtig ist und was mir Mut macht, doch noch Ärztin zu werden.

Je mehr ich mich in meine Erinnerungen an Herrn P. vertiefe, desto klarer werden die Bilder vor meinem inneren Auge. Details kommen mir plötzlich wieder in den Sinn. Ich meine, sein Gesicht vor mir zu sehen, seine Stimme zu hören. Krankenhausgeruch steigt mir in die Nase. Vor allem aber spüre ich wieder die intensive Atmosphäre dieser Begegnung: gespenstisch, düster, aber energiegeladen – Schweigen unter Hochspannung. Es ist mir sehr wichtig, diese Atmosphäre nicht nur mit Worten zu beschreiben, sondern sie auch spürbar zu machen. Erst dann, denke ich, wird diese Schilderung wirklich, also auch mit dem Herzen, verständlich. Ich hoffe, daß ich es schaffe, diese mir inzwischen sehr kostbar gewordenen Erinnerungen nicht zu „zerschreiben“, sondern ihren Zauber, ihre Poesie und Einzigartigkeit zu bewahren.

Vor drei Jahren, bei meiner ersten Begegnung mit Herrn P., hatte ich gerade das dritte Semester mit dem Präparierkurs hinter mich gebracht. Dabei war ich zutiefst schockiert und empört darüber gewesen, wie wir in weiße Kittel gesteckt und zu gefühllosen, zynischen Schnibbel- und Pauk-Monstern degradiert worden waren; ich hatte versucht, mich dem, gemeinsam mit einer Freundin, so gut es ging, entgegenzustellen und meine Gefühle vor allem der Leiche, aber auch einige Kommilitonen und Professoren gegenüber um so intensiver und bewußter zu durchleben; eine ziemlich schmerzhaft Erfahrung, die ich nur sehr langsam verarbeiten konnte. *[Gerade habe ich mir diesen Satz noch einmal durchgelesen. Es trifft mich, und es erstaunt mich, wieviel Kälte und ironische Distanz ich noch immer brauche, um über diese Erinnerungen sprechen zu können. Aber die Formulierung ist mir spontan aus der Feder geflossen, und deshalb will ich sie auch so stehen lassen.]* Nach dem Präparierkurs, während der Semesterferien arbeitete ich für einige Wochen als

Pflege-Aushilfskraft auf einer chirurgischen Station der Bonner Uniklinik. Ich war erleichtert, es endlich wieder mit lebendigen Patienten zu tun zu haben, und ich nahm mir vor, mich um so bewußter mit ihnen auseinanderzusetzen. Dabei wollte ich alle meine Erfahrungen und Erkenntnisse, die ich seit Beginn meines Studiums in *Anamnese- und Balint-Gruppen* gesammelt hatte, und die mir sehr wichtig waren, „ohne Rücksicht auf Verluste“ umsetzen. Daß ich mich damit, zu jenem Zeitpunkt, selbst völlig überforderte, ist mir erst nach und nach klar geworden.

Die Arbeit auf der chirurgischen Station machte mir Spaß. Während der Spätdienste, wenn nicht allzuviel zu tun war, stand ich manchmal angelehnt an den Türrahmen des Stationszimmers und blickte den Gang entlang, von dem die Patientenzimmer abgingen; manchmal wechselte ich ein paar Worte mit Patienten oder Besuchern, die gerade vorbeikamen, und träumte ansonsten davon, an Deck eines riesigen Ozeandampfers zu stehen, der langsam, aber unbeirrt und allen Stürmen und Unwettern trotzend seinen Weg durch die Weltmeere findet. An einem solchen trüben Februarnachmittag sah ich auf einmal zwei Gestalten auf mich zukommen.

... Ach ja, der Neuzugang, der heute noch kommen sollte. Eine Frau und ein Mann, Arm in Arm. Beide schon älter, na ja, vielleicht so um die siebzig. Graue Haare, graue Mäntel, nichts Besonderes. Wer von den beiden ist wohl für uns bestimmt? Sie wirken ein wenig verloren, noch fremd in der kühlen, weißen Krankenhausatmosphäre. Wie sie diesen Gang hier, der mir so vertraut ist, wohl sehen mögen? Wie wirkt wohl der eigentümliche Geruch auf sie, der die Station erfüllt? Kot, Schweiß und Desinfektionsmittel. Seltsam, daß ich ihn gerade jetzt so intensiv wahrnehme. Ich habe mich abgehärtet, mich langsam daran gewöhnt, aber im tiefsten Innern bleibt er mir unangenehm. Eigentlich ganz sympathisch die beiden, besonders der Mann gefällt mir. Er scheint zu den Menschen zu gehören, die erst im Alter schön werden. Würdig sieht er aus, ja, das ist das richtige Wort. Ein gestürzter König, der mit Würde ins Exil schreitet. Schreitet? Er hinkt. Die Frau trägt die Tasche, sie stützt ihren Mann. Sieht nach Holzbein aus, wahrscheinlich eine Kriegsverletzung.

„Guten Tag ...“

„Guten Tag ...“

„Mein Mann sollte hier zu Ihnen auf die Station ...“

„Ah ja, einen Moment bitte.“ – „Alles klar, Sie kommen auf Zimmer 301, ganz am Ende des Ganges dort. Warten Sie, ich kann die Tasche tragen.“

„Geht schon, wir schaffen das.“

Sieht ganz schön krank aus der Mann, so aus der Nähe. Scharfe, überdeutliche Gesichtszüge. Tiefe Falten in der Stirn. Wirre Haare. Gelbe Haut. Die Augen traurig.

„Ich bin übrigens die Veronika.“

„Ich bin Herr P. . .“

Aus irgendeinem Grund fühlte ich *mich sofort für ihn verantwortlich*. Mehr, als ich es von anderen Patienten her kannte. Ich hatte das Bedürfnis, ihn zu *umsorgen*, zu *verwöhnen*, es ihm so *bequem* wie möglich zu machen. Zuerst fehlte das Bett, und ich lief im ganzen Haus herum, um sofort ein einigermaßen bequemes und funktionstüchtiges zu organisieren. Dann fehlte das Abendessen, und ich versuchte vergeblich, auf verschiede-

nen Stationen ein geeignetes Diabetiker-Essen zusammenzustellen. Schließlich habe ich ihm in der Stationsküche eine Suppe gekocht, „mit viel Liebe“, wie man so sagt.

Irgendwie war ich neugierig auf Herrn P.. Weshalb war er eigentlich hier? Was für ein Mensch war er wohl? Ich wollte mehr über ihn erfahren, ihn kennenlernen, mich mit ihm auseinandersetzen. Aus den Bemerkungen und dem Verhalten der Schwestern entnahm ich, daß er „arm dran“ war, und auf Nachfragen bekam ich heraus, daß er ein Pankreaskopf-Karzinom hatte. Man wolle noch mal versuchen, ihn zu operieren. Die medizinische Situation konnte ich damals sehr schlecht einschätzen, aber irgendwie spürte ich, daß er wohl bald sterben würde. Ich nahm mir vor, mich bei der nächsten Gelegenheit mit ihm zu unterhalten.

Am folgenden Abend machte ich meine „Pipi-Runde“, wie auf dieser Station das Einsammeln gebrauchter Urinflaschen und das Austeilen neuer für die Nacht genannt wurde. Herr P.s Zimmer war das letzte, ganz am hintersten Ende des Gangs. Als ich eintrat, schreckte ich gleich wieder zurück. Er war allein. Sein Bettnachbar, ein fröhlicher Mensch, dem es schon wieder ganz gut ging, fehlte; auch seine Frau war nicht da, ich habe sie nie wieder gesehen. Im Zimmer war es dämmrig, die Vorhänge waren zugezogen. Herr P. saß in einem Sessel in einer Ecke, hatte seine Beinprothese ausgezogen und ließ das Bein, das ihm geblieben war, über die Lehne eines Stuhls baumeln, der vor ihm stand. Sein Körper erschien winzig, völlig im Sessel versunken, im Vergleich zu seinem einen, überdimensioniert erscheinenden Bein, das er mir entgegenhielt. Wahrscheinlich hatte er versucht, es sich auf diese Weise bequem zu machen, doch auf mich wirkte der Anblick grotesk und gespenstisch, die Atmosphäre unheimlich und völlig unwirklich. Aber anstatt die Gespenster auf resolut-bewährte Schwesternart zu verscheuchen, stand ich wie angewurzelt. Schließlich begann er zu sprechen. Langsam, mit hoher, dünner Stimme und in einem seltsamen Singsang.

„Ja, ja, ja. So ist das. Hier bin ich. Wie ein Eunuch, wie eine Eunuch.“

Was? Was sagt er da? Was ist los? Ich verstehe nicht. Deine Stimme, sie ist so hoch. Was ist bloß los mit dir?

„Ja, ja, ja. Ob ich hier wohl je wieder herauskomme? In einer schwarzen Kiste, in einer schwarzen Kiste. Ja, ja, ja. So ist das.“

Was redest du da! Nein! Nein. Eine Kiste ist zu klein für dich, es kann nicht sein. Nicht wie alle anderen, das nicht. Ich verstehe nicht . . . Ich erinnere mich. Präparierkurs. Leichengeruch. Eine kalte, schimmelnde Hand, die ich halte. Weiße Kittel, aufgeregte Gesichter, blitzende Skalpelle. Ich habe Angst, will weg, nichts wie weg. Doch die Hand hält mich fest. . . . Vielleicht hast du recht, du hast recht, so ist das wohl. In einer schwarzen Kiste. So wird es sein. Es wird so sein.

„Die Welt da draußen ist so fern. Ich bin hier im Düstern. Ja, ja, ja. Wie ein Eunuch. Wie ein Eunuch.“

Es tut mir so weh, was du da sagst. Es ist nicht wahr! Es kann nicht sein. Du bist jung und stark. Doch. Es ist wahr. Deine Stimme ist so hoch und dünn. Ich kann nichts sagen. Es drückt mir die Luft ab. Es ist ganz unmöglich.

Die Tür geht auf, sein Bettnachbar: „Oh, entschuldigen Sie . . .“, und er macht die Tür gleich wieder zu. Wir: „Ach, kommen Sie doch herei- . . .“ Ich erwache. Ich halte die

Urinflasche in der Hand. Räuspern. „Ich muß jetzt mal weitermachen.“ Ich stelle die Urinflasche auf meinen Wagen und schiebe ihn zurück zum Spülraum, daß es nur so kracht.

Nach dieser Begegnung war ich völlig *aufgewühlt* und fühlte mich *hilflos* in einem Maße, wie ich es vorher nie kennengelernt hatte. Was war hier eigentlich passiert? Ich konnte es mir einfach nicht erklären. Wo war meine *Anamnese-* und *Balint-Gruppen-*erfahrung geblieben, auf die ich so stolz war? Der *Umgang mit den eigenen Gefühlen*, mit *Tabuthemen*, das rechte Gleichgewicht von *Nähe* und *Distanz* – heiß diktiert, und alles nur Theorie? Wo war die Veronika geblieben, die, wie ich glaubte, sonst doch ziemlich instinktsicher, mitfühlend und zugleich souverän die Patienten pflegte? Hatte ich hier total versagt? Oder war alles nur ein Traum gewesen? Ein Märchen, in dem geheime Kräfte zwischen zwei Menschen wirken können? Das Zimmer ein verzauberter Raum, in dem die Zeit aufhört zu existieren? Ich fürchtete mich davor, Herrn P. am nächsten Tag wiederzusehen, doch gleichzeitig freute ich mich auch darauf. Ich hatte keine Ahnung, wie ich mich dabei verhalten sollte, was ich sagen sollte, aber ich war bereit, mich weiter auf ihn einzulassen, nicht abzublocken, nicht abzuwiegeln.

Am nächsten Abend wiederholte sich die Szene vom Abend zuvor. Dieselbe Situation, dieselben Worte, viel Schweigen. Es wurde zur Gewohnheit. Fast jeden Abend kam ich mit meinem Urinflaschenwagen zuletzt in Herrn P.s Zimmer. Er saß und sprach, ich stand, stumm, erstaunt, fasziniert, erschüttert und hörte zu. Manchmal haben wir auch beide minutenlang geschwiegen. Es war seltsam: Sobald eine andere Schwester dabei war, war der Bann gebrochen, die Begegnung verlief nicht anders als mit anderen Patienten, es war dann fast, als würden wir uns nicht wiedererkennen. Doch sobald wir allein waren, herrschte wieder jene seltsam eindringliche Stimmung des ersten Abends.

Einmal, es war noch ziemlich zu Beginn unserer Beziehung, sah ich Herrn P. auf seinem einen Bein ins Badezimmer springen. Es war wirklich ein Springen, kraftvoll, sicher, mühelos das Gleichgewicht haltend, mit jedem Sprung einen großen Abstand zurücklegend. Ich war verblüfft. Soviel körperliche Kraft und Beweglichkeit hatte ich ihm nicht mehr zugetraut. Ich merkte, wie mich das anzog; er erschien mir fast attraktiv. War er vielleicht wegen mir so direkt vor meiner Nase durch die Gegend gesprungen? Wollte er mich damit beeindrucken? Es kam mir vor, als wolle Herr P. selbst noch einmal spüren, daß noch Kraft und Leben in ihm stecken, als wolle er sich selbst beweisen, doch noch eine junge Frau beeindrucken, verführen zu können, als wolle er noch einmal die Krankheit abschütteln und dem Tod von der Schippe springen.

Je länger wir uns kannten, desto mehr begann Herr P. sich auch für mich und mein Leben zu interessieren. Er fragte nach meiner Arbeit auf der Station, nach meinem Studium, danach, was ich in meiner Freizeit denn so täte. Ich habe ihm immer nur sehr zögernd geantwortet. Irgendwie war es mir unangenehm, ihm zu viel von mir zu erzählen. Es war mir, als dringe er dabei in die Ritzen und Nischen meines Lebens vor, ohne daß ich mich dagegen wehren könnte. Aber eine klare Linie zu ziehen, ihm klipp und klar zu sagen, daß ich solche Fragen als unangenehm empfand, das schaffte ich einfach nicht.

Wenn ich mit Herrn P. zusammen war und ihm zuhörte, war ich in einer anderen Welt, tief bewegt, ergriffen, verwirrt, überwältigt und verstummte. Ich konnte mich einfach nicht lösen, keine innere Distanz finden, nicht herausfinden aus dem Labyrinth, in dem ich mich verirrt hatte. Es kam mir vor, als liefe ich im Kreis und verlöre mich immer mehr in den endlosen Gängen. Andererseits unternahm ich auch keinen ernsthaften Versuch, dort herauszufinden. Es war mir sehr unangenehm, über diese Beziehung nachzudenken. Sie kam mir unheimlich, unwirklich, geradezu verboten, unanständig vor. Sobald ich nach der Arbeit nach Hause kam, versuchte ich zu vergessen, so gut es ging, die Gedanken und Bilder, die mich bestürmten, schob ich energisch von mir fort, so weit wie möglich. Es war anstrengend, doch eigentlich ging es ziemlich gut. Nur manchmal träumte ich von Herrn P. . . .

Herr P. war immer begierig, Nachrichten von „draußen“ zu hören, fragte nach der Sonne, der Kälte, der Luft, dem frischgefallenen Schnee. „Draußen“ schien für ihn eine geradezu magische Bedeutung zu haben. Dort war das Leben, die Freiheit. Manchmal mußte ich Herrn P. im Rollstuhl zu verschiedenen Untersuchungen schieben. Dabei mußten wir durch die Eingangshalle der Klinik fahren, und jedesmal, wenn wir an der großen Eingangs-Glasschiebetür vorbeikamen, öffnete sie sich automatisch und geräuschvoll. Herr P.: „Ja, ja, ja. Ob ich da wohl jemals wieder herauskomme? Nein. Nein. In der schwarzen Kiste, so wohl schon, das ja. Da heraus, lebendig, das wär‘ schön. Das will ich. Ja.“

Manchmal war Herr P. auch besorgt um mich:

„Sie sehen so blaß aus, geht es Ihnen auch gut?“

„Ja. Ganz gut, ja.“

„Bekommen Sie nicht so viele Kinder, das ist so anstrengend. Mein Nachbar hier hat viele Kinder. Vier oder fünf, die kommen immer zu Besuch.“

„Ja.“

„Nicht so viele, das ist zu anstrengend.“

„Ja.“

„Gehen Sie raus in die Sonne.“

„Ja.“

„Da ist es hell.“

„Ja.“

Schließlich hörte ich auf, auf dieser Station zu arbeiten. Der Abschied:

„Auf Wiedersehen, und alles Gute.“

„Auf Wiedersehen.“

Und Schweigen.

Einige Monate später kam ich noch einmal zurück. Herr P. war nicht mehr da. Ich fragte eine Schwester, was aus ihm geworden sei. „Ach der Herr P. . . . Ja, den ham‘ die aufgemacht und gleich wieder zugemacht. Die leben alle nicht mehr, die.“

Die Zeit verging, doch es war wie verhext: Ich konnte von Herrn P. nicht loskommen. Zwar dachte ich nach und nach etwas weniger an ihn, doch manchmal sprangen mich die Erinnerungen aus dem Dunkel der Vergangenheit an mit einer Wucht und Lebendigkeit, die mich fast umwarf. Gelegentlich träumte ich auch von ihm. An einen Traum kann ich mich noch erinnern:

Es herrscht Krieg. Ich bin in einem Bunker, und wenn draußen die Bomben einschlagen, zittern die Wände. Ich sitze in einer Ecke, zusammen mit einer Kommilitonin und Anamnesegruppen-Freundin. In der Mitte des Raumes steht ein riesiges Röntgengerät. Fröhlich singende Medizinstudenten-Soldaten in OP-Kitteln stehen in Zweierreihen Hand in Hand und bedienen nacheinander die Röntgen-Kanone. Sie schießen nach draußen, denn dort ist Krieg.

Es ist Friede. Ich bin in einem Garten, umgeben von hohen Hecken. Es geht mir gut. In dem Garten steht ein Bett, und in dem Bett liegt Herr P. Ich pflege ihn. Als ich die Bettdecke zurückschlage, sehe ich, daß er keinen Körper hat, nur einen Kopf.

Im Januar vor zwei Jahren schließlich, also fast ein Jahr, nachdem ich Herrn P. kennengelernt hatte, es war inzwischen viel passiert – ich war von zu Hause ausgezogen, hatte das *Physikum* bestanden und mich gleich mehrmals hoffnungslos verliebt –, stellte ich unsere Beziehung in einer *Balint-Gruppe* vor, in meiner Kleingruppe auf der Bonner Balint-Studententagung. Ich wollte Herrn P. „loswerden“, die Beziehung endlich für mich klären.

Es war das erste Mal, daß ich in einer Balint-Gruppe einen Fall vorstellte. Ich hatte Angst, mich zu blamieren, zuviel Persönliches von mir preiszugeben, auf Unverständnis, harsche Kritik und Ablehnung zu stoßen. Aber ich sah hier endlich eine Möglichkeit, mich von meinen quälenden Erinnerungen zu befreien. Es fiel mir schwer vorzutragen. Oft stockte ich, schwieg lange, hätte am liebsten wieder aufgehört, manches ließ ich auch weg. Es tat weh, die alten Bilder wieder auszugraben, hingucken zu müssen, das alles auszusprechen, wiederzubeleben. *Gefühle*, die ich ein Jahr lang recht gut unter Verschuß gehalten hatte, kamen plötzlich wieder hoch. Trotzdem fühlte ich mich hinterher schon ein wenig erleichtert.

Nach meinem Vortrag herrschte lange intensives Schweigen. Ich war wie gelähmt, hatte Angst, die Gruppe könnte mit meiner Schilderung nichts anfangen, andererseits spürte ich wieder ganz deutlich die intensive Atmosphäre jenes ersten Abends mit Herrn P. Irgendwann begann jemand zu sprechen. Ich kann mich nicht mehr an viele Details aus dem Verlauf der Stunde erinnern, doch ich weiß noch gut, wie stark und ungebremst mich jeder neue Beitrag traf, wie tief mich jedes neue Bild berührte. Ich war erstaunt, wie viele Phantasien aus der Gruppe genau zutrafen, ohne daß ich diese Dinge in meiner Schilderung erwähnt hatte. Bilder stiegen auf, wurden weitergesponnen: Begegnung mit Herrn P., Begegnung mit dem *Tod*. Herr P., der Eunuch. Er vergeht, wird weniger. Geschlechtslos. Körperlos. Ich stehe ihm gegenüber. Er will das *Leben aus mir heraus-saugen*. Eine knöchernen Hand, die nach mir greift, versucht, mich zu sich hinüberzuziehen. Ein Kampf. Ein zähes Ringen. Ein Locken. Herr P., der Sensenmann. Und ich, das

Mädchen. *Der Tod und das Mädchen*. Es kam mir vor, als sei alle meine Ohnmacht in dieses Bild gebannt, als hätte ich sie dort abgelegt. Ich konnte sie dort betrachten, belächeln. Ein altersschwacher Sensenmann, der seine Sense kaum noch halten kann. Bemitleidenswert eher als furchterregend. Der Tod und das Mädchen. Details aus meiner Begegnung mit Herrn P. kamen mir plötzlich wieder in den Sinn, die Erinnerung fiel mir jetzt viel leichter. Die Stimmung in der Gruppe änderte sich, wurde lebhafter. Neue Gedanken: *Intimität*, *Vertrautheit*. Herr P.s Bett Nachbar hatte sie gespürt, als er so plötzlich zu uns hereinplatzte. Eine Liebesbeziehung. Schüchtern, unterdrückt, nie ausgesprochen. Körperlos fast. Der Eunuch und das Mädchen. Nicht ganz. Aber doch eine *Liebesbeziehung*. Ein romantisches Märchen, verzaubert, entrückt. Etwas Kostbares, etwas ganz Besonderes. Der Tod und das Mädchen, auch hier. Sie stehen auf einer Wiese, halten einander an den Händen und blicken sich tief in die Augen. Das war es. Ich hatte es die ganze Zeit *gespürt*, doch nie gewagt, es mir *einzugestehen*. Es nun ausgesprochen zu hören, vorsichtig, verständnisvoll, das empfand ich als ungeheure Erleichterung, als Befreiung. Als die Gruppenleiterin mich ansprach, schreckte ich aus meinen Gedanken auf. Ich hätte Herrn P. hier noch einmal heraufbeschworen und dürfe ihm nun zum Abschied noch etwas sagen. Ich war erstaunt. Wir machten hier doch keine Geisterbeschwörung! Doch dann schoß es mir durch den Kopf: Wenn du jetzt kneifst, war hier alles umsonst gewesen. Diesen letzten Schritt mußt du jetzt auch noch tun! Die Worte kamen von selbst: „Ich habe Sie sehr gern gehabt, Herr P. – Und bis demnächst dann.“

Nach dieser Gruppenstunde hätte ich meterhoch springen können und habe es, glaube ich, auch getan. Es war, als wäre ich plötzlich von einer Zentnerlast befreit. Die *Träume hörten auf*. Jetzt erst, nachdem meine Gefühle *Frieden gefunden* hatten, konnte ich gelassen genug zurückblicken, um über diese Beziehung auch mit dem Kopf nachzudenken.

Mit der Zeit wurde mir klar, daß ich mir an jenem ersten, entscheidenden Abend in Herrn P.s Zimmer ganz *bewußt* vorgenommen hatte, mich auf Herrn P. einzulassen, mich mit ihm auseinanderzusetzen, daß ich mir jedes *Ausweichen*, Vorhänge aufziehen und Licht anknipsen, strengstens *verboten* hatte. Dies hing sicherlich eng mit den Erfahrungen zusammen, die ich bis dahin in Anamnese- und Balint-Gruppen gesammelt hatte. Bereits im ersten Semester hatte ich begonnen, an einer *Anamnesegruppe* teilzunehmen, ohne so recht zu wissen, auf was ich mich da eigentlich einließ. Ganz langsam erst begriff ich, was für verrückte und eindringliche Gefühle man bei einem Patientengespräch haben kann und daß die Gefühle das Gespräch ungemein *beeinflussen* können. Ich war fasziniert von dieser Art der Auseinandersetzung; sie erschien mir viel fruchtbarer, sinnvoller, machte mir auch viel mehr Spaß als Physik und Chemie, mit denen ich mich in meinem übrigen Studium beschäftigen mußte. Nach einem Jahr habe ich dann an einem Tutorentaining teilgenommen, in dem sich mir, ohne Übertreibung, neue Welten eröffneten. *Gefühle zulassen, sie ernst nehmen, sie vor allem auch ausleben*, das wurde meine Lebenseinstellung. Im dritten Semester habe ich dann begonnen, gemeinsam mit einem Kommilitonen, als Tutorin eine Anamnesegruppe zu leiten und so auch an einer Supervisionsgruppe teilzunehmen. Irgendwann zu dieser Zeit habe ich auch das erste mal an einer Balint-Tagung teilgenommen. Diese Arbeit war mir sehr wichtig: Sie war eine Alternative zu meinem theoriebeladenen Studium, eine *Möglichkeit das zu lernen und in*

die Tat umzusetzen, was mir schon immer wichtig gewesen war und mich, als langjährige Patientin, auch motiviert hatte, *Medizin zu studieren*, nämlich mich dem Patienten zuzuwenden, ihn ernst zu nehmen, ihn auf *vielen Ebenen* wahrzunehmen, als ganzen Menschen eben. Ich stellte dabei hohe Ansprüche an mich selbst: Meine *Ideale* wollte ich ohne Kompromisse in die Tat umsetzen, ohne Rücksicht auf meine eigenen Grenzen. Meine instinktiven Schutzmechanismen hatte ich ganz bewußt weitgehend ausgeschaltet, jedoch noch *keine neue Sensibilität zur Wahrnehmung meiner Grenzen und Möglichkeiten* entwickelt.

Ich verstand, daß es mich deshalb völlig überforderte, mit der Todesahnung und *Todesangst umzugehen*, die ich bei Herrn P. so unmittelbar und *ungeschützt* wahrnahm. Gerade bei diesem Thema fühlte ich mich damals sehr *unsicher*. Ich war noch dabei, den Präparierkurs zu verarbeiten, mich mit meiner eigenen *Angst vor dem Tod*, vor *Siechtum und Zerfall auseinanderzusetzen*; die Eindrücke verfolgten mich bis in meine *Träume*. Auch ging es mir gesundheitlich damals nicht sehr gut, ich hatte Dauererkältungen und psychosomatische Herzbeschwerden. Mir fehlte einfach die *Kraft* zu einer solchen *Auseinandersetzung*. So blieben mir, nachdem ich mich nun einmal so ohne Selbstschutz darauf eingelassen hatte, nur Ohnmacht und Hilflosigkeit.

Ich erkannte, daß es mir damals ganz unmöglich gewesen war, mit der *Intimität* und der aufkeimenden Liebe zwischen Herrn P. und mir umzugehen. Ich wagte es nicht, sie mir einzugestehen. So etwas wie Liebe, in welcher Form auch immer, war für mich in einer Ärztin-Patient-Beziehung nicht vorgesehen. Es durfte nicht sein. Dabei hatte ich mich gerade von meinem damaligen *Freund* getrennt, kam mir einsam und orientierungslos vor. Sicherlich war ich offen für *Zuneigung, Zärtlichkeit* und sei es nur mit *Worten*. Vielleicht hatte Herr P. das gespürt. Doch alle Zeichen der *Verliebtheit*, die ich bei mir wahrnahm, versuchte ich zu ignorieren, schob sie mit aller Kraft beiseite. Liebe zu einem Siebzugjährigen und dazu noch einem Patienten, das war ganz unmöglich. Erst in der Balint-Gruppe habe ich es gewagt, diesen Gedanken zuzulassen, und auch seine Schönheit und Einzigartigkeit wahrzunehmen.

Je länger ich über meine Beziehung zu Herrn P. nachdachte, desto klarer wurde mir, wieviel mein Umgang mit Patienten doch auch mit mir selbst zu tun hat. Damit, wie ich mich gerade fühle, wie es mir geht, also auch mit meiner privaten Situation. Damit, wie weit ich mich selbst mit bestimmten Themen auseinandergesetzt habe: *Sterben, Tod, Liebe, Älterwerden, Sexualität, Religion*. Erst wenn ich hier mit mir selbst einigermaßen im *reinen bin*, kann ich mich in diesen Bereichen auch anderen Menschen zuwenden. Erst, wenn ich von den aufkommenden *Gefühlen nicht völlig überwältigt werde* oder sie erst gar nicht wage aufkommen zu lassen, kann ich meine Gefühle wirklich *wahrnehmen*, über meine *Eindrücke nachdenken* und dann entsprechend handeln. Dabei muß ich lernen, meine eigenen Grenzen zu *akzeptieren*, mir für die Auseinandersetzung genügend Zeit zu geben, *nicht alles auf einmal zu wollen*.

Ich suchte nach Wegen in meinem Studium, hieran weiterzuarbeiten. Am konsequentesten wäre es wahrscheinlich gewesen, in eine Selbsterfahrungsgruppe zu gehen. Doch das

wollte und will ich noch nicht. Ich suchte nach studienbezogenen, konkret an der Student-Patient-Beziehung orientierten Möglichkeiten.

Anamnesegruppen waren die nächstliegende Möglichkeit. Als Tutorin einer solchen Gruppe lernte ich viel, vor allem *Beobachten*, Parallelen zwischen der Student-Patient- und der Gruppeninteraktion wahrzunehmen; das half mir sicherlich auch, mich selbst in meinem Umgang mit Patienten genauer zu beobachten, Beziehungskonstellationen besser zu erkennen, vielleicht noch etwas daran zu verändern. Leider hatte ich als *Tutorin* jedoch keine Gelegenheit, auch selbst eine Anamnese zu erheben und mich der Kritik der Gruppe auszusetzen. Deshalb gründete ich gemeinsam mit meinem Co-Tutor eine Fortgeschrittenen-Anamnesegruppe mit rotierenden Tutoren und der Möglichkeit, auch selbst ein Anamnesegespräch zu führen. Ich merkte dabei, wie leicht es ist, Kritik auszuteilen, wie schwer jedoch, sie einzustecken. Doch ich merkte auch, wie die vielfältige Sicht der Gruppe meine eigenen Ansichten erweitern und bereichern half, wieviel ich über mich selbst in der Begegnung mit dem Patienten, über meine Grenzen, aber auch meine Möglichkeiten erfahren kann, wenn ich wirklich bereit bin, die Meinungen der Gruppe, auch kritische, anzunehmen.

Diese Erfahrung machte ich auch in der Balint-Gruppe, an der ich seit zwei Jahren teilnehme; dort sitzen Medizinstudenten, Ärzte der verschiedensten Fachrichtungen und Pflegende zusammen. Die Gruppe ist eine wirkliche Stütze für mich im Umgang mit Patienten: Ich weiß, daß ich nun nicht mehr, wie mit Herrn P., alleine bin, sondern daß ich jederzeit, wenn ich glaube, an meine Grenzen zu stoßen, über eine schwierige Beziehung berichten kann und sicher sein kann, auf Verständnis zu treffen. Die Gruppe gibt mir den Rückhalt, den ich brauche, um auch im eingefahrenen Uni-Praktikumsbetrieb den Mut aufzubringen, einem Patienten nicht bloß als „Fall“, sondern als *Mensch* zu begegnen.

Um hierzu noch mehr Gelegenheit zu haben, nahm ich am Besuchsdienst der Klinikseelsorge teil. Nach einer dreimonatigen Einführung in das aktive Zuhören und einiger thematischer Arbeit bekam ich eine Station zugeteilt, auf der ich einmal in der Woche die Patienten besuchen sollte; begleitend fand eine Supervision statt. So ganz ohne Kittel fühlte ich mich zunächst schrecklich unsicher. Ständig versuchte ich indirekt, durch Schielen auf die Infusionsflasche und die Medikamente auf dem Nachttisch, die Diagnose zu erraten, um wenigstens etwas in der Hand zu haben. Nach und nach merkte ich jedoch, daß die Diagnose gar nicht so besonders wichtig ist; die Patienten hatten meist ganz andere Sorgen. Ich lernte es schätzen, ihnen so ganz ohne konkrete Aufgabe, nur mit viel Zeit begegnen zu können; ich merkte, wieviel ich *nicht* mitbekam, wenn ich im weißen Kittel auftrat; manche Patienten zogen sich schon innerlich zurück, wenn sie nur erfuhren, daß ich Medizinstudentin war.

Manchmal habe ich es auf meiner Station auch mit *Sterbenden* zu tun. Ich muß dabei oft an Herrn P. denken und meine damalige Ohnmacht und Hilflosigkeit. Noch immer fällt es mir nicht leicht, mit einem Sterbenden zu sprechen, *es nimmt mich mit*, berührt mich tief, führt mich an meine *menschlichen Grenzen*. Doch ganz, ganz langsam, nach vielen Büchern, die ich gelesen, nach vielen Gesprächen, die ich geführt habe, in thematischer

Arbeit, zum Beispiel auf dem Maitreffen in Marburg, in der Vorbereitung auf den Besuchsdienst und während der beiden Türorentrainings, die ich geleitet habe, habe ich mich dem Tod und auch dem Sterben ein wenig annähern können, ein wenig nur, doch beide haben etwas von ihrem *Schrecken verloren*. Ich merke, daß jeder Mensch seinen Weg zum Tod letztlich *alleine* gehen muß, daß ich als Begleiterin nicht viel tun kann, *zuhören* vielleicht, *da sein*. Viel mehr nicht. Auch das ist mir oft zu viel. Ich fühle mich dann *überfordert*, weiß nicht mehr weiter. Doch spüre ich jetzt eher meine Grenzen, weiß besser, wieviel ich mir zumuten kann. Wenn es sein muß, nehme ich die Hilfe meiner Supervisions- oder Balint-Gruppe in Anspruch.

... Es ist seltsam, nun so viele Jahre, Gedanken, Gefühle, Ereignisse und Irrwege auf zehn Seiten Papier gebannt zu sehen. Das Schreiben fiel mir nicht leicht. Noch einmal alles zu durchleben, die angespannten Situationen, die intensiven Gefühle; es war sehr anstrengend, *tat weh*. Noch einmal habe ich Herrn P. heraufbeschworen und muß mich nun wieder von ihm *verabschieden*. Ich bin ein wenig traurig und spüre, daß wieder ein Abschnitt in meinem Leben zu Ende ist.